

besten Material brauchen. Seine Devise fiel mit den schönen Worten des edlen Dänen J. P. Jacobsen zusammen:

„Nicht über dem Lande —
Das ist es, was wir wollen.“

Sein Platz steht leer, und es gibt niemand, der ihn füllen kann.
Schliersee. Da Hansson.

Bisphen.

(Zur Premiere von „Ein Regentag“ von J. J. David im Deutschen Volkstheater am 12. October.)

Im Deutschen Volkstheater ist neulich der „Regentag“ von J. J. David ausgeführt worden. Mit Recht: denn das elende Stück verdiente es nicht besser, an Gefinnung und Mache gleich ärgerlich. Eine hässliche Caricatur der Adeligen wird da lieberlich und unbeholfen versucht und als nun noch eine unverschämte tobende Claque das Haus zu brutalisieren drohte, war es geboten, das „Recht auf Zischen“ mit Energie zu verteidigen. Dieses Wort von Julius Bauer ist dann aufgegriffen, bestritten und verfochten worden, man hat allerhand Leute verhört und Herr Zahn, der Director der Oper, hat sogar feierlich erklärt, daß das Zischen unanständig und er gesonnen ist, so unbequeme Leute einfach der Polizei zu übergeben. Der Mann scheint von jeder Einsicht ins Dramatische verlassen: sonst müßte er doch merken, daß das Zischen zum Wesen der Bühne gehört.

Es ist klar, daß das Zischen nur die andere Seite des Klatschens ist; man kann sie nicht trennen. Die Frage ist, ob das Publicum seine Meinung zu äußern hat oder nicht. Entweder man glaubt, daß es ein Stück anschauen soll, wie man ein Bild anschaut, das nicht besser wird, wenn es gefällt, und nicht schlechter, wenn es mißfällt; oder man glaubt, daß es urtheilen soll, für oder gegen ein Stück, das durch seine Zustimmung erst wird, was es sein will. In jenem Falle hätte man die Klatschenden so gut als die Zischenden fortzuweisen; wenn aber ein Mensch klatschen darf, darf jeder zischen. Wenn man ein Stück bejahen darf, was ja doch heißt, daß im Publicum über seinen Wert abgestimmt werden soll, dann darf man es auch verneinen. Der Klatschende sagt Ja; wer schweigt, stimmt ihm zu; um Nein zu sagen, muß man zischen: die Verordnungen der Hoftheater, die das Zischen verhüten wollen, sind so consequent, auch alle „Beifallskundgebungen“ zu verbieten.

Aber das Wesen des Dramas verlangt Aeußerungen des Publicums. Jede andere Kunst ist eigentlich nur für den Künstler selber da: wenn er, was er fühlt, genau wie er es fühlt, für sich gestalten kann, ist es genug. Das Drama soll mehr: es soll, was der Dichter fühlt, genau wie er es fühlt, auch den Hörer fühlen lassen; sein Gemüth zu bewältigen und an sich zu ziehen, ist sein Amt. Vor einem Bilde, das man beurtheilen soll, wird man fragen: kann der Maler, was er will? Dann: kommt das aus dem Wesentlichen seiner Natur? Endlich: ist diese Natur groß oder gering, ist sie trübe oder rein, ist sie edel oder gemein? Aber man braucht nicht zu fragen, ob sie wirkt oder nicht. Ein Bild, das tausenden gefällt, kann noch immer sehr schlecht sein, weil der Maler etwas ganz anderes wollte oder weil, was er wollte, nicht in seiner Natur ist, oder weil seine Natur unbedeutend ist, und ein Bild, das gar nicht gefällt, kann noch immer sehr gut sein, wenn es dem großen Wesen des Malers conform ist. Zum Drama gehört, daß es wirken soll. Das Stück des größten Menschen, das nicht die Kraft hat, seine Gefinnung oder Stimmung dem Parterre mitzutheilen, ist schlecht; und wenn es einem noch so kleinen Menschen gelingt, das Gemüth seiner Hörer zu bezwingen, so hat er ein für diese Hörer gutes Stück geschrieben. Otto Ludwig hat gesagt: „Am dramatischen Kunstwerke arbeiten drei Mann, der Dichter, der Schauspieler, der Zuschauer. Im Innern des Zuschauers erst entsteht während der Aufführung durch des Dichters, des Schauspielers und sein eigenes Zuthun das Kunstwerk. Seine Sache ist, die unbefangene Menschen-natur in sich wirken zu lassen; des Dichters Sache ist, Schauspieler und Zuschauer zu dem zu zwingen, was er hervorgebracht haben will. . . Der Dichter muß nicht allein die Wirkung, die er beabsichtigt, zu erreichen, sondern auch jede andere zu verhindern wissen, die er nicht will.“ Dieses Mitspielen der Hörer, die jetzt folgen, jetzt widerstehen, macht das Drama aus: es ist ja nur dadurch entstanden, daß dem Lyriker bei sich zu einsam wurde und er seine Stimmung endlich unter die Menge begeben wollte. Die griechische Tragödie ist nur aus dem tragischen Chor entstanden: das heißt, der dionysisch Erregte, der bis dahin für sich allein geschwärmt hatte, fing nun an, ein Mittel zu suchen, um das ganze Volk in dieselbe Erregung und Schwärmerei zu bringen. Dieses Mittel und Instrument, die einzelne Verzückung allen mitzutheilen, ist das Drama. So lange noch irgend einer bleibt, der sich ihrer erwehren kann, hat es seinen Sinn verfehlt. Es ist dazu erfunden worden, um das Gefühl eines einsamen Schwärmers das ganze Volk fühlen zu lassen. Erst wenn alle Hörer eben das, was der Dichter fühlte, ebenso fühlen, wie er es fühlte, hat das Schauspiel seine Pflicht gethan. So verhält sich das Drama zum Gedichte, wie sich etwa der Redner zum Philosophen verhält: der Philosoph soll seine Gedanken ausdrücken, der Redner soll sie mittheilen; der Wert seiner Gedanken bestimmt den Philosophen, die Kraft seiner Suggestion den Redner.

Die Schauspieler wissen das. Es ist ihnen vielleicht nicht klar, woher es kommt, aber ihr Instinct sagt ihnen, daß sie schlecht sind, wenn sie auf einen nicht wirken, und erst dann gut, wenn sie auf alle wirken. Sie wissen, daß nicht das Urtheil der Kenner, sondern das Klatschen oder Zischen der Menge ihre Bedeutung bestimmt. Ludovic Halévy hat in seinen „Erinnerungen“ eine gute Geschichte von der Desclée erzählt. Es war im Gymnase bei einer Premiere; der erste Act ist gerade aus, der Vorhang fällt, die berühmte Schauspielerin wird stürmisch gerufen und muß immer und immer wieder hinaus, die Freunde stürzen herbei, gratulieren und jubeln: welch ein Erfolg! „Nein“, sagt sie, „ihr lügt, das ist kein Erfolg. Da oben, auf der Galerie rechts, da sitzen zwei Affen, die haben noch keine Hand gerührt — das ist kein Erfolg!“ Man lacht sie aus, man tröstet sie — was kann Ihnen an den zwei Affen liegen? Aber sie gibt nicht nach: „Darin besteht doch meine ganze Kunst, auf die Affen zu wirken! Wohin käme ich denn sonst? Es sind ihrer zu viele.“ Und erst nach dem zweiten Act sieht man sie heiter und stolz: „Endlich! Denkt euch nur, Kinder — endlich haben auch meine zwei Affen geflatscht! Es ist doch ein Erfolg!“ So lebendig hatte das zierliche Geschöpf das dramatische Wesen inne.

Eine Schauspielerin, wird man sagen, eitel und prahlerisch nur um Reclame besorgt; da ist es kein Wunder. Aber man bedenke, daß Goethe im Theatralischen nicht anders dachte. Er hat sonst wahrlich von den Leuten nichts gehalten; sie waren ihm höchstens „dumpfe Gömmer“ und er blieb seiner Lösung treu: „Ich schreibe nicht, euch zu gefallen! Ihr sollt was lernen!“ Doch hinderte ihn das nicht, im Theatralischen immer das Publicum als den Herrn anzusehen. „Es kommt darauf an, hat er zu Eckermann gesagt, daß der Dichter die Bahn zu treffen wisse, die der Geschmack und das Interesse des Publicums genommen hat. Fällt die Richtung des Talents mit der des Publicums zusammen, so ist alles gewonnen. . . Es fragt sich hierbei keineswegs, wie groß der Poet sei; vielmehr kann ein solcher, der mit seiner Persönlichkeit aus dem allgemeinen Publicum wenig hervorrage, oft eben dadurch die allgemeinste Gunst gewinnen.“ Darum schätzte er auch Iffland und Kozebue so sehr, nicht nur ihre Stücke eifrig spielend, sondern auch ihre „populären Talente“ gern gegen „ungerechten Tadel“ vertheidigend. Darum warnte er Heinrich von Kleist, „auf ein Theater zu warten, welches da kommen soll. . . Auf jedem Jahrmart ge-trauere ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen.“ Daran hielt er immer fest: das Theater ist dazu da, der „gebildeten und ungebildeten Masse Vergnügen zu machen“, ihr zu gefallen, auf sie zu wirken. Das war ihm eine unumstößliche Maxime.

Gibt man das zu, ist man der Meinung, daß das Drama wirken muß, und nimmt man das Publicum als den Richter seiner Wirkungen an, dann wird das Klatschen oder Zischen nicht nur sein Recht, sondern sogar seine Pflicht, es wird die dramatische Function sein, die das Publicum dem Schauspiel schuldig ist. Die Directoren bestätigen das durch die Claque. Diese ist da, um das Publicum zu erinnern, daß es nicht bloß zuschauen, sondern urtheilen soll. Sie mahnt die Hörer an ihr Amt. Sie ruft: „Hier ist der Punkt, wo der Dichter und die Schauspieler eure Abstimmung erwarten; hier ist es an euch, Ja oder Nein zu sagen; dann kann es erst weiter gehen.“ Dazu gibt sie das Zeichen. Sie verhindert die Leute, sich ihrer dramatischen Pflicht zu entziehen, und zwingt jeden, indem er sie schalten läßt oder ihr zischend widerspricht, seinen Antheil an dem Proceß zu nehmen und seine Stimme abzugeben, so oder so. Man sollte das nicht verkennen. Man sollte ihr danken, daß sie den indifferenten Hörer weckt und nicht rastet, bis er sich auf seine Pflicht zu klatschen oder zischen besinnt.

Sermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

„Eiserne Hand“ — plumpe Hand! Beispiel: Affaire Stojalowski.

Im plumphen Zufahren stellt nebst dem Grafen B ad e n i die christlich-socialen Presse ihren Mann. Dafs sie, die sich stets so unabhängig geberdet, auch plumpe abzufahren versteht, zeigt ihr bisheriges Verschweigen des Schicksals Stojalowskis. Sie weiß noch nicht, wie sie darüber gestimmt ist. Bei wem sie sich wohl Rath's erholen mag?

Die Stimmung in Galizien schwankt seit der Berufung des Grafen B ad e n i zwischen Zuversicht und Sorge und zwischen Sorge und Zuversicht. Unter den Wenigen, den Stanczyken, die gleich einem noch nicht vollgejagten Schwamm oben schwimmen, freuen sich die Kurzsichtigen über das jetzt beschleunigte Songtempo, die Weitstichtigen fürchten aber, daß es dann umso rascher nach abwärts gehen werde; die gebildigten Karpatiden der stolzen Schlachta-Zwingburg fürchten gesteigerten Druck, hoffen jedoch von ihm, daß er bald das unter sie zu oberst kehren werde.

Der so oft und erst kürzlich wieder mit solcher Bestimmtheit todt-ge-sagte Prager A u s n a h m s z u s t a n d dauert fort. Die Bevölkerung